This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BD
331
A6

UC-NRLF

$B 143 983

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

Ueber das

Verhältnifs des Idealen

und der

Wirklichkeit,

von

FRIEDERICH LANCILLON.

Vorgelesen am 24. Januar

in der öffentlichen Sitzung der Academie der Wissenschaften zur Geburtsfeier König Friedrichs des Zweiten.

Berlin, 1830.

Gedruckt bei Louis Quien.

BD 331
A6

Von dem Augenblicke an, wo die innere Welt im Menschen, zu seinem Bewufstsein gelangt, sich der äufsern Welt entgegengestellte, hat sich in der Geschichte der Menschheit der Streit über die Natur und die Vorzüge des Idealen und des Wirklichen ergeben. Wie es immer im Streit zu gehen pflegt, hat man dem einen oder dem andern zu viel vergeben, bald diesen bald jenen ausschliefslich gepriesen und mit den grellsten und glänzendsten Farben ausgemalt. Uebertreibung hat Uebertreibung erzeugt, und so hat man öfters die Wahrheit verfehlt. Die hohen, geistigen, grofsartigen Naturen haben sich der idealischen

M305268

Welt angenommen, zumal wenn sie, von den Umständen begünstigt, sich dem Schaffen und Treiben der wirklichen Welt haben entziehen können. Die thätigen, rüstigen, zur täglichen productiven Arbeit gezwungenen, oder zum sinnlichen Leben geneigten Menschen haben nur die wirkliche Welt gekannt, geschätzt und gepriesen. Beide Theile haben die Natur und die Bestimmung des Menschen verkannt. Es muſs bei gründlicher Erörterung der Begriffe einen höheren Standpunkt geben, wo die beiden entgegengesetzten Ansichten näher an einander treten und sich ausgleichen lassen. So wie die Theorie und die Praxis, je vollkommener sie sind, um so mehr in enge Berührung treten und am Ende sich wechselseitig durchdringen müssen, so müssen auch das Ideale und das Wirkliche in Einklang und Harmonie gebracht werden können.

Das Wirkliche ist das, was die Wesen in einem jeden gegebenen Augenblick sind, und wie sie bei allem Wechsel auf der Oberfläche uns beharrlich erscheinen.

Das Ideale ist die Vorstellung von dem, was ein jedes Wesen, die Producte der Natur oder der Kunst, seyn können oder werden sollen.

Die Ideale erster Art, von dem was die Wesen sein können, werden mit Recht die Ideale der Natur genannt. Die Ideale von dem was die Wesen werden sollen, sind die Ideale der Kunst, wenn man das Wort in seiner weitesten und umfassensten Bedeutung nimmt. Jene entstehen aus der Vergleichung und der Abstraction; diese, die eigentlichen wahren Ideale, gehen aus unserem Innern hervor, und erheben sich öfters in unserem Gemüthe, ohne vorhergehendes Nachdenken, in ihrer ganzen Schönheit und Vollendung.

Die Wesen organischer Art, welche die Natur unmittelbar hervorbringt, obgleich einander ähnlich, in wie fern sie zu derselben Gattung gehören und einen unveränderlichen Typus reproduziren, unterscheiden sich doch immer, durch mehr oder minder auffallende Verschiedenheiten. Sie zeigen nicht alle, in gleichem Grade mit derselben Vollendung

ausgeprägt, die charackteristischen Zeichen ihrer Gattung. Ein jedes von ihnen ist und wird zwar immer alles was es sein kann, vermöge der Bedingungen und der Umstände, unter welchen es sich gebildet und entfaltet hat; allein es giebt mehr oder minder günstige Bedingungen und Umstände. Die Vollkommenheit des Individuums hängt von der Natur derselben ab. Einige entsprechen besser als andere dem reinen Begriff ihrer Gattung, sind ihrem Zweck angemessener, und scheinen ihre Bestimmung mehr zu erfüllen. Es giebt solche Musterexemplare der Wesen in einer jeden Gattung. Es gestalten sich Thiere, Pflanzen, Blumen, Bäume, die über alle andere Wesen derselben Art hervorragen; ja die Crystalle selbst, sind nicht alle gleich ausgewachsen und haben nicht alle eine vollkommene Regelmäfsigkeit. Die Natur in ihrer grofsen Werkstatt scheint öfters zu arbeiten wie ein Künstler, dem alle seine Werke nicht gleich gut gelingen. Die Blumen sind nicht immer mit derselben fleifsigen und geschickten Hand ausgemalt; alle Ei-

chen sind nicht mit derselben üppigen Fülle, mit derselben dauerhaften Kraft ausgestattet, und die thierischen Schöpfungen contrastiren noch weit mehr unter sich, in Hinsicht der Gröfse, der Stärke, der Verhältnisse ihrer Formen und des sie beseelenden Feuers des Lebens. Wenn wir nun diese Verschiedenheiten bemerken, diese Contraste auffassen, die Vorzüge gewisser Individuen vor allen anderen derselben Gattung wahrnehmen und festhalten; wenn wir von allen, dem Scheine nach mifsgeglückten Versuchen abstrahiren, und nur das Vollkommenste jeder Gattung als Maafsstab derselben gelten lassen, so bilden wir Ideale der Natur, die uns bei der Beurtheilung ihrer Werke vorleuchten. Sie sind nur durch Vergleichung des Gleichartigen entstanden, und haben also immer nur einen relativen Werth und eine comparative Vollendung. Dergleichen Ideale, die eigentlich von der Wirklichkeit selbst genommen sind, üben auf die Wirklichkeit einen nicht zu verkennenden und heilsamen Einfluſs aus. Sie sind aus dem Leben

gegriffen, und greifen auch wieder in das Leben ein. Da der Mensch auf die Natur einwirkt, sie anbaut, bearbeitet, veredelt, durch Kunst und Fleifs sie seinen Zwecken und seinen Ideen dienstbar macht, so trachtet er, die Producte, die er ihr abgewinnt, ihren eigenen Idealen gemäfs zu gestalten und in der gröfstmöglichen Vollendung aufgehen zu lassen.

Auch in den schönen Künsten schweben solche Ideale der schöpferischen Phantasie des Malers und des Dichters vor. Sie treten als wesentliche Bestandtheile in seine Gemälde und in seine Dichtungen ein. Er zeichnet sie nicht nach der Natur, aber die Natur hat ihm doch den Stoff zu denselben geliefert; sie hat ihm öfters gesessen, oder er hat sie öfters angeschaut und beobachtet. Hätte er in einem Lande gelebt, wo die Natur, weit entfernt in ihrer ganzen Pracht zu erscheinen und sich selbst zu übertreffen, in der Mehrheit ihrer Werke nur mittelmäfsige oder gar verkrüppelte Gestalten hervorbringt, so hätte er sich schwerlich zu der an ihm bewunderten Höhe erho-

ben. Seiner Phantasie hätte es an Elementen und an Stoff gefehlt, weil er von der ihn umgebenden Wirklichkeit nichts hätte zu neuen Zusammensetzungen entlehnen können. Aber so, in der Mitte einer üppigen Natur, mit einer üppigen Phantasie geboren, hat ihm weder die Materie, noch die Form gemangelt, und vieles was wir bei ihm als Idee bewundern, war vielleicht nur eine glückliche Wahl und eine treue Abbildung eines wirklichen Gegenstandes, welchen ihm der Zufall zuführte. So kann man heut zu Tage noch in Griechenland und auf einigen der Inseln, welche dasselbe wie eine Sternen-Krone umgeben, in den Gesichtszügen und in der Gestalt der Bewohner dieses gepriesenen Landes, die Elemente der Schöpfungen eines Phidias, eines Praxiteles und eines Scopas finden. So fallen dem Wanderer der in den Gegenden von Albano, Marino und Grottaferrata verweilt, die regelmäfsigen, edlen, schönen, ausdrucksvollen Gestalten auf, die Raphael vorschwebten, als er seine himmlischen Madonnen und seine gött-

lichen Kinder aus dem Nichts zur Unsterblichkeit hervorrief; so dachte Dante an Beatrice, Petrarcha an Laura, Boccaccio an Fiametta, als sie der geistigen Schönheit sinnliche Formen verliehen.

Allein diese Thatsachen müssen uns nicht in Hinsicht der Natur des Ideals irre führen. Dieses alles dient dem Ideal, ist aber noch nicht das Ideal selbst. Das Ideal geht unstreitig in allen Künsten aus dem Geiste des genialischen Künstlers hervor; es hat einen übersinnlichen Ursprung. Die sinnlichen Eindrücke, die der Mensch empfängt, veranlassen die Erscheinung des Ideals, aber nicht sein Dasein. Verborgen in den Tiefen des Gemüths liegt sein fruchtbarer Keim, dem, ihn in sich tragenden selbst unbewufst. Dort schlummern alle die edlen, reinen, menschlichen Gefühle, die durch die sinnlichen Eindrücke aus ihren Schlafe erwacht, von der Phantasie geschwängert und entwickelt, bis zur höchsten Potenz gesteigert werden können.

Diese Gefühle, wenn sie einmal geweckt

und in das Bewufstsein getreten sind, werden von dem genialischen Künstler aufgefasst, gepflegt, geläutert, von allem fremdartigen Stoff befreit, und bilden in ihm eine Welt der Ideale, unter welchen er mit Begeisterung wandelt. Auf diese Art entstehen Ideale aller Gefühle, aller Verhältnisse, aller Handlungen, aller geistigen Zustände, die das Leben des Menschen ausmachen, erfüllen, verherrlichen, oder verfinstern, bestürmen und verderben. Mit einer jeden dieser geistigen Erscheinungen, ist in der Phantasie des Künstlers ein Ideal der ihnen am besten entsprechenden Erscheinung in der sinnlichen Welt verbunden; ein jedes dieser Gefühle offenbart sich dem besonnenen und nachdenkenden Künstler unter besonderen Gestalten und Formen, deren Vollkommenheit in der Verbindung der Schönheit und des Ausdrucks besteht. Nun erst treten vor den Künstler, in ihrer Lebendigkeit und Individualität, alle die Bilder hin, die ihm der Umgang mit den Menschen und mit der Natur zugeführt hat. Durch die Macht der Wahlverwandt-

schaften gesellen sie sich, wie von selbst, zu den ihnen entgegen kommenden Idealen. Oefters auch wählt der Künstler mit nüchterner Ruhe, unter denen ihm zu Gebote stehenden Formen, die ihm in der Gegenwart aufstossen, oder die er aus dem Schatz seiner Erinnerungen hervorzieht. So entstehen, durch die magische Gewalt des Pinsels oder des Meissels hervorgezaubert, die herrlichen Schöpfungen in welchen das Ideal und die Wirklichkeit sich wechselseitig durchdringen. Das Gemüth und die Phantasie des Künstlers gaben das Ideal; die Natur reichte den Stoff und die Elemente der Form.

Also findet in der Kunst, sei es dafs sie das Schöne oder das Erhabene durch Versinnlichung in der sichtbaren Welt aufstelle, ein inniges Band zwischen dem Idealen und dem Wirklichen statt. Das Ideal entlehnt von der Wirklichkeit die bestimmten Formen unter welchen es hervortritt; die Wirklichkeit, indem das Ideale in sie eindringt, erscheint bedeutungsvoller und verklärt. So entstehen die

Bedingungen der Kunstwerke, die Verhältnisse der Theile zum Ganzen, das Ebenmafs der einzelnen Glieder, die Mannigfaltigkeit die sich in die Einheit verliert, die Einheit die sich in die Mannigfaltigkeit verzweigt und entfaltet; mit einem Worte, das Schöne; oder es gestaltet sich die sinnliche Kraft, die ohne Anstrengung zu verrathen, die höchste geistige Kraft ausdrückt und immer etwas Unendliches andeutet; — das Erhabene.

Aufser diesen Idealen, die, da sie in die sinnliche Welt übergehen und dann von den Sinnen wahrgenommen werden, öfters nur die gesteigerte Wirklichkeit zu sein scheinen, giebt es in dem innersten Wesen der Seele reine, unbedingte, in sich vollendete Ideen der Wahrheit, der Seligkeit, der Freiheit, und der mit ihr unzertrennlich verbundenen Gerechtigkeit, Ideen, die sich dem Menschen, wenn er zu einer gewissen Entwickelung und Reife gediehen ist, in einer himmlischen Reinheit, mit einer unwiderstehlichen Gewalt offenbaren und sich ihm gewissermafsen aufdringen.

In der äufsern, wirklichen Welt finden wir

weder ihre Quelle noch ihr Urbild, denn in der Wirklichkeit entspricht ihnen nichts Gleichlautendes oder Aehnliches, und was sie in dieser Hinsicht darbietet, ist höchstens ein schwacher Wiederschein des inneren Lichts. Es hängt nicht von uns ab, diese Ideen in unserem Gemüth hervorzubringen noch zu vertilgen; sie erscheinen nicht in allen Momenten allen Menschen, auch nicht den Edleren mit derselben Klarheit und Lebendigkeit, aber sie erscheinen Allen und dringen sich ihnen oft mit einer Art von Nothwendigkeit auf. Dafs die Wahrheit in der harmonischen Uebereinstimmung der Begriffe und dem Wesen, in der Identität des Seins und des Denkens besteht; das es Rechte giebt die wir nicht erschaffen, Pflichten welche die Menschen uns nicht aufgelegt haben; dafs das Gute nur in der Heilighaltung beider zu suchen und zu finden sei; dafs die Freiheit und das sie bindende ewige Gesetz, das Höchste im Menschen sei; dafs eine ungetrübte, reine, vollendete und dauerhafte Glückseligkeit irgendwo ihren Sitz haben müsse; diese Ue-

berzeugungen sind tief eingewurzelt in der menschlichen Natur; sie waren zu allen Zeiten die charakteristischen, wesentlichen Zeichen der Menschheit. Diese ursprüngliche Ideen schweben uns immer vor wie ewige Sterne in der Finsternifs des Lebens; manchmal verdunkelt, öfters unbeachtet, leuchten sie uns doch immer wieder. Die Besseren machen sie zum Ziel ihres Strebens, zum Hauptzweck ihres Daseins; sie trachten stets, ihre Grundsätze, ihre Gefühle, ihre Handlungen, ja die äufsere Welt diesen Ideen gemäfs zu gestalten. Es gelingt ihnen nie ganz, und nur auf eine sehr unvollkommene Weise; in wenigen glänzenden Momenten schlagen ihre Versuche nicht fehl; Aber sie lassen in ihren Anstrengungen nicht nach, und fangen immer wieder das göttliche Werk von vorne an. Wenn sie sich auch des Erfolgs nur selten erfreuen, so freuen sie sich doch ihres edlen Wollens und ihres schönen Eifers. Die ungebildeten, sinnlichen, gemeinen Menschen sind zwar dieser grofsartigen Tendenz mehr oder weni-

ger fremd, und versuchen es nicht einmal, diesen ewigen Ideen nachzuleben, aber sie können sich doch nicht der Ueberzeugung erwehren, dafs sie es sollten; es ist ihnen nicht gegeben, diese Ueberzeugung ganz abzustreifen, das heilige Feuer in ihrem Busen ganz auszulöschen; es steht ihnen nicht frei, die Realität dieser Ideale zu verläugnen, und wenn sie es versuchen, so zeiht sie der Lüge eine innere Stimme.

Was man die Ideale der Natur nennt, sind nur, wie wir es gesehen haben, die vollkommensten Exemplare einer jeden Art von organischen Wesen. Dergleichen Ideale sind etwas Gegebenes, und also streng Bestimmtes, Abgeschlossenes, Endliches. Alle anderen Ideale, die unsere eigene Phantasie erschafft, die aus der Tiefe des Gemüths hervorgehen, oder in unserem inneren Wesen, von einer höheren Hand niedergelegt sind, tragen an sich als charakteristisches, von ihnen unzertrennliches Kennzeichen, etwas Unendliches. Es sei, weil sie, aus dem unendlichen Wesen entsprossen, das

Gepräge ihres göttlichen Ursprungs behalten haben und wir selbst ein Reflex des Unendlichen sind; es sei, dafs sie von der unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Natur zeugen, dem Verstand fremd, der Vernunft angeboren; es sei endlich, weil wir erkennen, dafs alles, was in der sinnlichen Welt und in dem menschlichen Leben sich uns darbietet, ja nicht allein die äufseren Gegenstände, sondern auch die innere Welt, auch unsere Vorstellungen, unsere Gefühle, unsere Handlungen, was wir empfangen und was wir bewirken, nie diesen Idealen vollständig entspricht, sich nur in einer unendlichen allmählichen Progression den unbedingten, ewigen Ideen des Schönen, des Wahren, des Guten nähern. Der Mensch, bei aller Kraft und Gröfse, die er manchmal offenbart, verhält sich zu diesen Ideen, wie die Linien, die man Asymptoten nennt, die neben einander laufen, stets weniger von einander entfernt, ohne je zusammen zu fallen, und in eine Einheit sich zu verschmelzen.

Diese merkwürdige Erscheinung der menschlichen Natur scheint ihr inneres Wesen auszumachen und erklärt den herrlichen Ausspruch des heiligen Augustinus: „Aufser dem Wesen, welches das Sein selbst ist, und seine Wurzel in sich hat, giebt es nichts Schönes, als das was nicht ist.“

Dieser erhabene Gedanke kann im ersten Augenblick mehr glänzend als wahr erscheinen, aber je mehr man ihn ergründet, je mehr findet man, dafs er das wahre Verhältnifs des Idealen zum Wirklichen ausspricht, dafs er das Geheimnifs unserer räthselhaften Natur auf eine glückliche und lebendige Art ausdrückt, seine Bestätigung in unserem Thun und Treiben, in unseren sinnlichen Genüssen, so wie in den höheren geistigen Entzückungen bewährt, und durch alle Momente unseres Daseins, wie ein Nebelstern uns begleitet.

In der That, alles was der Mensch begehrt, wünscht, hofft, zu erhalten trachtet, erzielt, im Grofsen wie im Kleinen, trägt auf der einen Seite das Unvollkommene, Ungenügende,

Beschränkte, und verkündet auf der anderen ein Wesen, welches von einer immer wiederkehrenden Sehnsucht nach etwas Vollkommenem, Vollständigen, Befriedigenden getrieben wird; ein Wesen, welches in der ihn umgebenden Wirklichkeit die reine Schönheit sucht oder zu schaffen sich anstrengt, weil es ein unendliches Ideal in sich trägt; ein Wesen das die Wirklichkeit immer anklagt, verwirft und öfters verachtet, weil sie mit diesem Ideale nie in Einklang gebracht werden kann. Was existirt unter lebendigen, reellen Formen in der äufsern oder in der inneren Welt, ist nie ganz schön; was nicht in das Dasein gerufen wird, was nur in der unsichtbaren, verklärten Idee sich uns offenbart, schwebt uns allein in seiner ungetrübten Schönheit vor.

Alle unsere Handlungen sind Versuche, beides, das Ideale und die Wirklichkeit, in Harmonie zu bringen; aber die Versuche mifsglücken immer, und der Widerspruch den wir

wir heben wollten, tritt immer wieder unter grellen Farben hervor.

In Hinsicht aller Gegenstände, die den Menschen ansprechen, anziehen, seine Begierden und seine Wünsche erregen, glaubt er, dafs sie ihn befriedigen werden, fängt damit an zu wähnen, dafs sie in der That schön sind, und dafs ihr Besitz ihm das Vollkommene, nach welchem er beständig strebt, gewähren werden. Allein die Erfahrung belehrt ihn bald eines anderen. Die Gegenstände seiner Wünsche und seiner Liebe entlehnen nur ihren magischen Reiz von seiner Unbekanntschaft mit denselben, von ihrer Entfernung, von den Hindernissen die sie umgeben, und besonders von den Nebenvorstellungen, die er unwillkührlich mit ihnen verbindet, die öfters ihnen fremdartig von der Phantasie hinzugedichtet werden. Diese Nebenvorstellungen gehen aus dem Menschen selbst hervor; er wirft sie auf die Gegenstände wie glänzende Farben und ein bezauberndes Licht; sie dienen der Wirklichkeit zu einer blendenden Einfassung, bereichern sie mit

einer verschwenderischen Pracht, und verbergen dem Auge ihre engen Schranken und ihre traurige Dürftigkeit. Allein die Täuschung verschwindet bald. Man kommt leicht von seinen Träumen zurück. Die nähere Bekanntschaft mit dem Gegenstande, der Besitz, der Genufs desselben entrücken seine erborgte Schönheit dem nüchternen Auge. Ein jeder neue Gegenstand, der unsere Sinne, unseren Geist, unser Gemüth in Bewegung setzt, wirkt auf uns wie eine unbekannte Gröfse. Unsere Unwissenheit verbirgt uns eine längere oder kürzere Zeit seine Schranken, und aus dieser Unwissenheit geht öfters ein phantastisches aber begeisterndes Bild hervor. Die Endlichkeit der wirklichen Welt scheint sich in eine wahre Unendlichkeit zu verwandeln. Aber je näher wir der ersteren treten, je vertrauter wir mit ihr werden, desto mehr verfliegt dieser künstliche Dunst; die Wirklichkeit zeigt sich entblöfst von dem ihr geliehenen Gewande in ihrer engen Beschränktheit, in ihrer winzigen Gestalt. Der Mensch erscheint grofs auch in

seiner unbefriedigten Sehnsucht, allein die vor ihm liegende Welt scheint seinen Kräften so wie seinen Wünschen ganz unangemessen, und der ihm inwohnenden Würde unwürdig.

Hätte der Mensch nur solche Begierden, welchen die Bedürfnisse vorangehen, oder die aus den Bedürfnissen entspringen, so würde er nur beschränkte und endliche Bedürfnisse kennen; er würde wie die Thiere unruhig sein, so lange sein Begehren nicht befriedigt sein würde. Allein die Ruhe würde mit dieser Befriedigung eintreten, und wir würden über diesen Kreis hinaus nichts ahnen, wünschen und hoffen. Aber es leben stets in uns Begierden, die den Bedürfnissen vorneilen, oder vielmehr dieselben erzeugen; ein Sehnen, ein Streben die, auf etwas Unendliches gerichtet, in der Endlichkeit nie befriedigt werden können. Die Gegenstände die dem ersten Anblick nach, dieser Sehnsucht entsprechen, erscheinen uns bald als leere Täuschungen, die einen Anstrich von Realität haben, den optischen Betrügen ähnlich, die im Mittelländischen Meere

öfters in der atmosphärischen Luft, dem Auge Gebilde von Landschaften vorspiegeln, colorirte Wolken, die den Seefahrenden am Saume des Horizonts das lang ersehnte feste Land vorzaubern. — Begierden, welche unbekannte Gröfsen von der Art wie wir sie bezeichnet haben, hervorbringen.

In einem arabischen Mährchen wird erzählt, dafs im Morgenlande ein mächtiger Monarch eine Frau besafs, die alle Reize und alle liebenswürdigen Eigenschaften vereinigte, welche, in der Entfernung gesehen, in einer beinahe überirdischen Schönheit glänzte. Allein durch eine feindseligé Zauberei geschah es, dafs, sobald er sich ihr näherte, sie verblafste, und je näher er trat, verschwanden in ihr alle Farben des Lebens; ihre Formen erstarrten und die Auflösung des Todes schien auf ihren Zügen zu ruhen. Je mehr er sich wieder von ihr entfernte, um so vollkommener und schneller blühete sie wieder auf; das Leben und die Schönheit fanden sich in ihrer ganzen Fülle wieder ein. Man wende dieses Mährchen auf alle Gegenstände an, und

man wird ein treffliches Bild von dem haben, was dem Menschen bei seinem Begehren, seinem Sehnen und Streben widerfährt. So geht es mit allen unseren Schöpfungen, mit unseren Anstrengungen, mit unseren Gefühlen, wären sie auch rein, unschuldig, erhaben. In der Idee scheinen sie unbedingt schön, gut, beseligend, in der Wirklichkeit bleiben sie weit von der Idee entfernt; sie werden von dem Unendlichen in uns leicht überflügelt, unsere unbefriedigte Sehnsucht erhebt sich immer über alle Schranken, und in unserem Thun und Treiben scheint immer, dafs wir, wie Ixion in dem berühmten Mythus, statt der Königin des Himmels eine Wolke umfafst und umarmt haben, und wir werden von der Wahrheit des Ausspruchs durchdrungen, dafs aufser dem Wesen, welches die Quelle alles Seins ist, nichts schön erscheint als das was noch nicht in's Dasein übergegangen.

Dafs dieser Ausspruch alle die Gegenstände trifft, die in engen Grenzen eingeschlossen, nur einen zweifelhaften, oder sehr bedingten Werth

haben, alle die Leidenschaften niederschlägt, die nur kleine, winzige, schwache Seelen für den Augenblick berauschen können, die Sinnlichkeit, die Eitelkeit, die Geld- oder Ehrsucht, haben die Edleren von jeher gefühlt und ihnen den Stab gebrochen. Ungenügend, unsicher, momentan, sind sie alle nur elende Surrogate der grofsartigen Begierden und der unermesslichen Sehnsucht, welche reinere, höhere Naturen beseelen, und die zwar immer unbefriedigt, doch nicht an sich als Irrthümer oder Täuschungen gebrandmarkt werden können, die öfters das Gepräge ihres göttlichen Ursprungs an der Stirn tragen und in verwandten Seelen immer Sympathie erwecken. Wir sprechen hier von der Liebe zum Ruhme, und von der eigentlichen moralischen Liebe, welche die Menschen mit den Menschen so innig verknüpft.

Die Liebe zum Ruhm, der Wunsch, vermöge genialischer Werke oder grofser Handlungen zu demselben zu gelangen, ist gewifs eine der edelsten Leidenschaften die das menschli-

che Gemüth beseelen können. Der Jüngling, der zum Dichter oder zum Künstler geboren ist, der eine reichhaltige Ader des Talents in sich fühlt und vom Feuer einer schöpferischen Phantasie begeistert wird, träumt einen unsterblichen Ruhm, wähnt schon, daſs er einst könnte von den mächtigen Flügeln desselben über alle seine Zeitgenossen emporgehoben, und zu der entferntesten Zeit getragen werden. In der Bewunderung die er zu erregen hofft, sieht er die Wirkung und das Zeichen seiner hohen Verdienste, und in der Begeisterung der Mit- und Nachwelt erhält er das überschwängliche Bewustsein seiner eigenen Kraft. Diese Liebe zum Ruhm erwacht nicht in gewöhnlichen, gemeinen Gemüthern. Der Ruhm bezieht sich so wenig auf die Bedürfnisse des thierischen Lebens; er hat etwas so Unkörperliches, so Unsichtbares, so Uebersinnliches; er erhält einen solchen Zauber von allen Nebenvorstellungen die sich mit ihm verschwistern; er ist dermaaſsen mit dem Zauber einer unbestimmten, unbekannten, entfernten

Zukunft umgeben, dafs er mit dem Unendlichen mehr Verwandtschaft zu haben scheint als alle anderen Leidenschaften. Eben weil er von einer unbestimmten und unbestimmbaren Natur ist; weil er in einer stets zunehmenden Ausdehnung und Progression besteht; weil man ihn in seiner Vollständigkeit nie besitzt, sondern immer trachtet, ihn zu besitzen, sollte er immer gleich schön und begehrungswerth bis an's Ende des Lebens uns erscheinen; und doch ist dieses keinesweges der Fall. Gerade die Ungewifsheit des Besitzes dieses vermeintlichen hohen Guts benimmt ihm früher oder später seinen blendenden Reiz. Man hat keinen sichern Maafsstab, um einigermafsen zu bestimmen, wie weit der Ruhm sich erstreckt, noch wie lange er dauern wird: und dehnte er sich auch im Raume und in der Zeit, so weit wie man es zu gedenken vermag, so bleibt dieser Preis doch immer sehr beschränkt, die Zahl derjenigen die von einem grofsen Manne der Vorzeit etwas vernehmen, oder zu welchen die Werke des Genies gelangen, ist immer gering und klein.

Am Ende scheint es immer, daſs man mit dem Triumphwagen der zur Unsterblichkeit führen sollte, nur ein wenig Staub und ein kurzes Gerassel erzeugt hat. So viel Ruhmwürdiges ist ungerechterweise untergegangen, und eben so ungerechterweise hat Manches die Zeit überlebt, daſs diese einfache Betrachtung hinreichet, um die Liebe zum Ruhm abzukühlen und ihn uns in seiner Blöſse und in seiner Nichtigkeit zu zeigen. Also ist der Ruhm nur schön in der ersten Periode des Lebens, in der Entfernung, wenn man nach ihm strebt und trachtet, und er hat immer etwas unbefriedigendes, man mag ihn nun verfehlen oder erzielen.

Von allen Gefühlen, die leicht sich in eine unschuldige oder sogar edle Leidenschaft verwandeln können, ist unstreitig die Liebe, in dem eigentlichen Sinn des Worts genommen, das lebendigste, das zarteste, dasjenige was am allgemeinsten das Gemüth ergreift und bewegt. Die erste Liebe, die sich in einer jugendlichen, frischen, sich eben entfaltenden Seele

entzündet; in einem Alter, wo man weder sich selbst noch die Anderen kennt; wo die Welt sich in einem blendenden und täuschenden Glanz zeigt und man sich allen möglichen Täuschungen hingiebt, versetzt die Seele in einen Zustand, der keinem anderen gleicht. Die zauberische Gewalt eines neuen, bis dahin unbekannten Lebens, scheint dem Menschen eine reine, vollkommene, unerschöpfliche, unendliche Glückseligkeit zu versprechen. Der Gegenstand einer solchen Liebe ist in unseren Augen nicht allein ein angenehmer, interessanter, schöner, entzückender Gegenstand, sondern wir wähnen in ihm das Ideal der Vollkommenheit zu sehen und zu finden. Die Person die wir lieben, zeigt sich uns in einer Art von Zwielicht und von Helldunkel, die aus ihrer Entfernung, aus unserer Unbekanntschaft mit ihr, und den Schwierigkeiten selbst, ihr näher zu treten, entstehen, und die über ihre Handlungen, ihre Reden, ihre Geberden, ihre Züge, ihr ganzes Wesen sich verbreiten. Es ist zumal in dem Beginn der Leidenschaft, dafs die-

ser unaussprechliche Zauber seine ganze Gewalt über uns ausübt. Es ist, als stünden wir auf dem Rande eines unermefslichen Meeres von Hoffnungen, von Wünschen, von Freuden, die sich einander an himmlischem Reiz überbieten. Welchen blendenden Lichtkreis von Erinnerungen der Vergangenheit und von Vorgefühlen der Zukunft bilden wir nicht um das Haupt des geliebten Gegenstandes! Wir verbinden alles was es in der Welt Schönes, Grofses, Liebliches giebt, mit seinem Bilde; er wird der Mittelpunkt, um welchen sich das Ganze unserer Handlungen und Gedanken bewegt; wir verleihen ihm Eigenschaften und Tugenden aller Art. In ihm spiegelt sich und mahlt sich, so zu sagen, alles was in der Natur uns erregt und ergreift. Wie glücklich würde das Leben dahin flieſsen, wenn die Wirklichkeit dem Ideale, dem sie auf eine kurze Zeit so viel verdankt, entsprechen könnte, oder wenn das Ideal seinen magischen Duft um die Wirklichkeit gleichmäfsig verbreiten könnte. Allein nur wenige Wesen, durch eine reich-

haltige, allmähliche Entfaltung ihrer Kräfte, treten einem solchen Ideale näher, und auch diese verrathen immer bei einer innigern Bekanntschaft ihre Mängel, und auch bei einer steten Vervollkommnung bleiben sie immer sehr unvollkommen. Die Wirklichkeit zerstäubt das Werk der Idealität und zerbricht das wundervolle Prisma, das uns eine so herrliche Strahlenbrechung und so mannichfaltige Farben darbot. Da wo in der Entfernung sich eine Unendlichkeit unseren getäuschten Augen und unserem begeisterten Gemüth öffnete, fühlen wir uns immer mehr mit Schranken umgeben und beengt. Auf den Trümmern des feenartigen Gebäudes, in welchem wir heimisch zu werden hofften, ist nur das wahrhaft schön, was kein Dasein weder im Raume noch in der Zeit hat.

Allein die Liebe für das Wahre, das Schöne, das Gute, diese übersinnlichen Triebe unseres besseren Ichs, so rein auch ihre Quellen, so erhaben ihr Gegenstand, so unbegrenzt ihre Entwickelung, so unendlich ihre Folgen

und Wirkungen, werden auch in der jetzigen Ordnung der Dinge von demselben schlagenden Urtheil getroffen, und gelangen nie zu ihrem Ziele. Auch sie können nie im Leben das der menschlichen Natur inwohnende Bedürfnifs von etwas Vollständigem, Vollkommenen, Unbedingten befriedigen; auch in Hinsicht ihrer kann man sagen, dafs die Wirklichkeit weit hinter dem Ideale zurück bleibt.

Giebt es viele Menschen, in welchen die Liebe zum Wahren in ihrer ganzen Reinheit sich vorfindet? Die besseren, edelsten sind in dieser Hinsicht eben so wenig mit sich selbst als mit den Andern zufrieden. Wer liebt die Wahrheit ohne alle Beziehung auf sein Interesse, auf seine Wünsche, auf das was er hofft, fürchtet, zu erreichen und zu vermeiden trachtet? Wer liebt die Wahrheit, abgesehen von ihren Resultaten, ihren Folgen, ihren wohlthätigen Wirkungen? Wer liebt die Wahrheit im hohen Alter, am Ende des Lebens, wie in der ersten Jugend? wer setzt in allen Momenten des Daseins ihren Besitz über jeden ande-

ren? wer zieht den Genuſs den sie giebt, allen anderen Genüssen vor, und ist immer bereit, ihr ein jedes Opfer zu bringen? Auch in den erkohrnen Seelen erreicht nie die Liebe zum Wahren in ihren eigenen Augen die Lebendigkeit, die Dauer, die Stärke, die sie ihr wünschen. Dieser edle Trieb läſst auch nach mit der Zeit wie alle anderen Triebe; öfters verfliegt er, so gern man ihn auch auf derselben Höhe festhalten möchte. Die Wirklichkeit, auch in dieser Hinsicht, ist nie so schön als das was wir von ihr denken oder träumen.

Die Wahrheit selbst, zu der wir gelangen können oder die wir besitzen, liegt weit entfernt von der reinen, gewissen, lichthellen, vollständigen, ewigen Wahrheit, die alles in sich schlieſst, alles umfaſst, der Gottheit inwohnt, von welcher das ganze Weltall nur die Entfaltung und Entwickelung ist, und deren Begriff wir in uns tragen, ohne ihn verwirklichen zu können. Die Wahrheit, die wir besitzen, ist nur ein Abglanz der Realität. Was wir die Wahrheit nennen, oder vielmehr

die Wahrheit, die zu erreichen uns gegeben ist, bezieht sich einerseits auf anscheinende und relative Existenzen, die wir beobachten, auffassen, näher bringen, mit einander vergleichen, beurtheilen, und zu einem Ganzen zu verbinden suchen; anderseits auf ein wirkliches Sein, auf reelle Existenzen, die wir mit unwiderstehlicher Gewifsheit wahrnehmen, die sich uns gewissermafsen aufdringen, die uns der innere Sinn offenbart, allein die wir nicht begreifen und deren Natur-Wesenheit und unzählbare Verzweigungen wir, trotz unserer Anstrengungen, nie ergründen werden. Von diesen Realitäten, die uns unmittelbar ergreifen, und die wir öfters für Erscheinungen halten, und von den Erscheinungen, die wir öfters für Realitäten ansehen, giebt es keine, die uns in jeder Hinsicht befriedigte, die unseren unersättlichen Wünschen entspräche. In der ersten Jugend, wo man das Maafs der Geisteskräfte des Menschen noch nicht kennt, weil man sich noch nicht mit der Natur der Dinge gemessen hat, wähnt man leicht, die

reine Wahrheit zu besitzen, oder zu deren Besitz zu gelangen. Aber dieser Wahn verfliegt sehr bald; je mehr wir uns in die Tiefe versenken oder der Höhe anstreben, je mehr scheinen sie uns unerreichbar und sich von uns zu entfernen. Die Wahrheit die unseren Augen hienieden verborgen bleibt, als die einzige die einen unbedingten Werth hat, die einzige die eines ewigen Glanzes und eines unbefleckten Lichts sich erfreut; sie allein bleibt unverrückt das letzte Ziel unseres Strebens, und erregt eine unversiegende Sehnsucht.

Man kann dasselbe vom Schönen sagen. Bald ist das Gemüth nicht tief und umfassend genug, oder der Geist zu schwach, um das Schöne, wie die Natur und die Kunst es uns darbieten, in seiner Reinheit und Lebendigkeit aufzufassen, oder die Begeisterung, die es einzuflößen verdient, zu empfinden, und es wie ein heiliges Feuer zu nähren und zu unterhalten; bald erscheint das Schöne in der Natur und zumal in der Kunst, der Thätigkeit,

der Energie, den Forderungen unseres Inneren nicht angemessen. Wir träumen etwas Vollendeteres, und es schwebt uns dunkel ein Ideal vor, welches die Wirklichkeit weit überflügelt. Wer hat nicht gewisse Momente von Begeisterung und Erhebung gefühlt? wer hat nicht betrauert, dafs sie so schnell verflogen? wer hätte nicht gewünscht, ihnen Dauer und Beharrlichkeit zu verleihen, als Zeitpunkte der Erschöpfung und Gleichgültigkeit ihnen folgten? Ja die Momente selbst, wo die Seele sich von allem materiellen und eigennützigen Interesse entfremdend, über sich selbst erhaben scheint, sind nie so rein von allen heterogenen Eindrücken, so vollkommen, so herrlich, wie sie nach unserem eigenen Urtheile sein könnten und sollten. Die Empfindungen, die das Schöne in uns erregt, befriedigen uns nie: es scheint uns immer, dafs, um die menschliche Natur zu der gröfstmöglichen Höhe zu bringen, dieselben zarter, lebendiger, tiefer sein müfsten. Und wäre auch die für das Schöne empfängliche Subjectivität voll-

kommen, so würde doch die Objectivität des vorhandenen Schönen, unserm Ideal nie ganz entsprechen. Wie oft haben wir von einem Erzeugnisse der Kunst, welches für ein Meisterstück galt, einen alles übertreffenden Genufs gehofft und von ihm erwartet? durch Raum und Zeit getrennt, wie innig haben wir uns nach ihm gesehnt? Sein Anblick wird uns endlich gewährt: wir schauen es an, wir hören, lesen es mit hoher Wonne, aber es versetzt uns nicht in den Zustand der Bewunderung, in die stille Begeisterung, in die göttliche Erhebung, auf die wir gerechnet hatten. Wir finden in demselben nicht den geistigen Lebensstrom, das genialische Gepräge, die Harmonie der Verhältnisse, die wir von ihm erwarteten. Die Fehler die wir in ihm wahrnehmen, verdunkeln und schwächen den Glanz seiner Vorzüge. Entweder ist die Regelmäfsigkeit des Ganzen nur auf Kosten der Kraft, der Fülle, der Hoheit der einzelnen Züge erzielt, und es erhält nur von uns einen kalten Beifall; der Verstand findet daran nichts aus-

zusetzen, aber es ergreift nicht unser Gemüth und entzieht uns nicht der uns umgebenden täglichen Welt; — oder, so sehr wir auch von der Kühnheit der Idee, der Kraft der Darstellung, der Originalität eines Meisterwerks der Kunst hingerissen werden, so werden wir doch oft von dem wilden, ungeregelten, abenteuerlichen Charakter der einzelnen Theile desselben zurückgestofsen, oder wenigstens in unserem Genufs gestört. Bald zeigen die Schöpfungen der Kunst mehr Genialität als Geschmack, bald mehr Geschmack als Genialität; immer kehren wir unbefriedigt zurück. Unser Ideal steht höher als die Wirklichkeit; wir sehen oder wir ahnen noch etwas jenseits des uns vorliegenden Werks, und kommen wieder auf den Ausspruch zurück, dafs das, was nicht existirt, schöner sei als das Daseiende.

Kein genialischer Dichter, kein grofser Künstler, kein hervorragendes Talent irgend einer Art, welche nicht denselben Ausruf über ihre eigenen Werke gethan hätten, und mit tiefer Wehmuth, mit innigem Schmerz in

den Schranken ihres eigenen Geistes die der menschlichen Natur wahrgenommen hätten. In den Stunden der Begeisterung und der Eingebung, wo man den Plan eines schöpferischen Werks entwirft; wo die schaffende Idee aus den Tiefen des Gemüths hervorgeht, organisch in die Wirklichkeit eintritt, sich vor uns unter sinnlichen Formen gestaltet; wo der Künstler und seine Arbeit, sich wechselseitig durchdringend, eine wahre Einheit bilden, kann man sich leicht über sich selbst und über den inneren Werth seiner eigenen Werke täuschen. Ja man mufs es sogar, um sich über eine flache und blasse Mittelmäfsigkeit zu erheben. Allein diese Täuschung dauert nicht lange; dieser schöne Wahn verfliegt und verschwindet bald. Wie hoch auch die Stelle, die ein Kunstwerk einnimmt, sein mag, von dem Augenblick, wo es vollendet ist, wo es nicht mehr allein in dem Künstler lebt und sich mit seinem eigenen Wesen verschmolzen hat; wo es, von ihm getrennt, in der sinnlichen Welt erscheint, und der Künstler es wie einen je-

den andern Gegenstand beurtheilt, zerstiebt in seinen eigenen Augen der magische Hauch, der es umgab; die Glorie von Vollkommenheit, die es umstrahlte, geht unter; der Künstler, sei es auch Raphael, oder vielmehr weil es Raphael ist, findet, dafs seine Arbeit bei weitem nicht das Ideal erreicht, das in sein Innerstes eingegraben, ihm immer vorschwebt. Mit sich selbst unzufrieden, während die Mitwelt ihm huldigt, ihn mit Lob überschüttet, ist der Künstler oder der genialische Autor in seinen eigenen Augen, von der Höhe, die er erreichen wollte, und die er einen Moment erreicht zu haben glaubte, gesunken und herabgestürzt, und indem er das, was er geleistet hat, mit dem was er hat leisten wollen, vergleicht, sagt er in seinem verwundeten Herzen: „Nur das ist wahrhaft schön, was noch nicht in das Dasein getreten ist.“

Dieser Ausspruch findet seine Anwendung auf die sittliche Schönheit noch weit mehr als auf das sinnlich Schöne. Die Demuth, welche das Christenthum so eindringlich em-

pfiehlt, und die uns sogar als eine heilige Pflicht auferlegt wird, was ist sie anders als das innige Gefühl unserer Schwäche, oder wenigstens das Bewufstsein der unendlichen Entfernung, die unsere Handlungen, unsere Empfindungen, unsere Gedanken, unsere ganze moralische Person von der Vollkommenheit trennt? Je tiefer der Mensch in seinen Busen greift, und über die Schwachheiten seiner Natur nachdenkt, um so mehr fragt er sich: „Giebt es eine einzige menschliche Handlung, die ganz rein sei von aller Mischung des Fremdartigen, des Unechten, des Verderblichen? Giebt es einen Willen, der nie abweiche von der gesetzmäfsigen Bahn, und mit einer sich immer gleichen Kraft dem hohen Ziele der Menschheit beharrlich entgegenstrebe? Giebt es einen einzigen Charakter, der, trotz seines angebornen oder erworbenen Adels, mit Widersprüchen und Inconsequenzen behaftet, nie in das Kleinliche, Niedrige verfiele?“ Die schwachen Seiten eines sonst hervorragenden Menschen bleiben öfters den Zuschauern und

Mitgenossen seines Lebens unbekannt, wären diese auch mit einem scharfen Beobachtungsauge begabt. Ja sie entgehen sogar Denjenigen, denen diese Mängel anhängen, oder offenbaren sich ihnen nur von Zeit zu Zeit. Die Tugenden der Menschen erscheinen nur rein, grofs, erhaben in der Ferne, und halten selten Stich gegen eine nahe, strenge, anhaltende Prüfung. In der ersten Jugend, wo das Ideal der sittlichen Vollkommenheit das Gemüth ergreift, bewegt, erfüllt, und zur höchsten Begeisterung erhebt; wo man sich selbst und die wirkliche Welt wenig beobachtet; nimmt man leicht alles für baares, echtes Gold an, giebt sich unbefangen harmlosen und gutmüthigen Träumen hin, glaubt alles, bewundert alles, und hofft das Höchste von den Anderen und von seinem eigenen Herzen. Später verschwindet dieses beseligende Gefühl: man macht herbe Erfahrungen an sich selbst und am Leben, man beurtheilt den Menschen mit bitterer Strenge. Nachdem das Alter uns billiger und milder gemacht, kehrt das Wohlwollen wieder heim in unser Herz,

man trifft das wahre Maafs der moralischen Beurtheilung und begnügt sich, mit inniger Ueberzeugung in den Ausspruch des heiligen Augustinus einzustimmen.

Das Höchste im menschlichen Gemüthe, die Krone aller Gefühle, die Liebe zu dem unendlichen Wesen, so wie sie sich in den edelsten Menschen offenbart, trägt auch dasselbe Gepräge, und läfst uns ebenso unbefriedigt, wie alle anderen Versuche, die wir machen, um die Idee und die Wirklichkeit unter sich auszusöhnen. Einmal können wir das unendliche Wesen nie fassen, noch zu fassen hoffen: denn zwischen dem Endlichen und Unendlichen liegt immer die Unendlichkeit. Obgleich die Schranken unseres Wesens beweglich sind, und immer weiter vorgerückt werden können, so bleiben wir doch immer in engen Schranken eingeschlossen. Die Idee des unendlichen Wesens liegt deswegen nicht minder in uns, und die Ueberzeugung seines Seins läfst sich nicht abläugnen. Auch finden wir, dafs das unendliche Wesen einer unendlichen

Liebe würdig sei, aber zu der Unmöglichkeit, das Unendliche in sich aufzunehmen, zu fassen und zu begreifen, gesellt sich noch die Unmöglichkeit, ein Gefühl in uns aufgehen zu lassen und zu bewahren, welches diesem unendlichen Wesen angemessen wäre. Die Schwäche des Gemüths gesellt sich der Schwäche der Vernunft. Auch die erkohrnen Seelen, die von der heiligen Liebe durchdrungen und durchglüht waren, haben tief empfunden, dafs sie in dieser Hinsicht sogar von den Forderungen, die sie an sich selbst machten, weit entfernt blieben. Auch die heilige Therese, auch Fenelon sogar in den Augenblicken, wo sie, über die sinnliche Welt erhaben, sich in der Anschauung der Gottheit verloren, und auf den Flügeln der reinsten Liebe zum Throne des Ewigen sich emporschwangen, haben die schweren lähmenden Fesseln der menschlichen Natur gefühlt, und bald von ihrer Anstrengung ermüdet, sind sie unwillkührlich zur Erde zurückgesenkt, und haben das allgemeine Loos aller unserer Bestrebungen, den himmelweiten

Unterschied von dem was da ist, und von dem was unserem Ideale gemäfs sein könnte oder sollte, betrauert.

Doch mufs bemerkt werden, dafs der Abstand der Wirklichkeit vom Idealen einen ganz anderen Charakter annimmt, wenn er bei unsern sinnlichen Trieben, bei den gewöhnlichen gemeinen Neigungen sich offenbart, als wenn es die geistige Schönheit, die ewige Wahrheit, das moralisch Gute und das Unendliche gilt. Im ersten Fall liegt die Ursache des Abstandes und die drückende Wahrnehmung desselben, in den Gegenständen. Sie sind an und in sich höchst beschränkt, unvollkommen, ungenügend; man kann sie erreichen und besitzen, allein ihr Besitz beglückt und befriedigt nicht. Wir stehen höher, wir sind gröfser als sie; sie sind zu unvermögend, um unserem Vermögen angemessen sein zu können. Wir achten uns selbst zu sehr, um sie nicht selbst früher oder später zu verachten. Wir finden uns zwar gedemüthigt, ihnen nachgejagt zu haben, allein indem wir unsere Verrechnung und unsern

Irrthum anerkennen, können wir doch Trost und Ersatz in dieser Anerkennung finden. Im zweiten Fall, wenn in der Sphäre der Ideen der Schönheit, der Wahrheit, der Sittlichkeit, des göttlichen Seins wir uns von ihnen unendlich entfernt fühlen, so liegt die Ursache des Abstandes in uns selbst, in unserem beschränkten Wesen, in dem Unvermögen unserer Kräfte. Die Gegenstände sind hier vollkommen, ewig, unendlich, wir können sie aber nicht umfassen, besitzen, durchdringen; wir sind grofs und reichlich genug begabt, um diese Ideen in uns zu tragen, wir sind aber zu klein, um sie zu erzielen. Unsere Zwecke sind tadelfrei, rein, erhaben, aber unsere Mittel zu denselben sind unzulänglich. Das Gefühl dieses nicht zu beseitigenden Abstandes ist zwar auch demüthigend, allein es liegt etwas Herzerhebendes in diesem Gefühle selbst, und wenn die Unendlichkeit den Menschen niederbeugt, so kann er doch stolz sein, derselben allein zu unterliegen.

Also treten das Ideal und die Wirklichkeit

in allen Elementen des menschlichen Lebens einander entgegen. Bald ist diese Entgegensetzung schroffer und auffallender, bald milder, sanfter, versöhnender; aber nie verschwindet sie ganz, nie entspricht die Wirklichkeit den Forderungen des Ideals, und eben so wenig läfst das Ideal von seinen Forderungen nach, und findet sich mit der Wirklichkeit ab, oder verschmilzt mit derselben. Diese immer wiederkehrende Antinomie in der geheimnifsvollen Natur des Menschen begründet, macht eigentlich dessen Wesen aus; denn sie besteht in der stets wiederkehrenden und unauslöschlichen Entgegensetzung der immer mit frischer Lebendigkeit und einer ewigen Jugend in dem Herzen der Menschen aufgehenden unendlichen Ideale, und der blassen, mangelhaften Wirklichkeit mit ihrem schwachen, langsamen, schweren Gange. Auch kann noch soll diese Antinomie nie hienieden aufgehoben werden und sich in eine wahre Harmonie, oder in die Einheit verlieren. Einzelne Menschen erheben sich zwar, wie Palmen in der Wüste,

über das gemeine Leben; es giebt Heroen in jedem Fach des menschlichen Schaffens und Wissens; aber sie erscheinen immer nur als solche, in Beziehung auf alle niedrigen Potenzen, und in ihrem eigenen Wesen tritt immer scharf und grell diese Urantinomie auf. Die Menschheit stehet freilich immer höher, als alle einzelne Menschen in einer jeden Periode; die Menschheit schreitet vorwärts, wir sehen ihre Morgenröthe: wer wird ihren Culminations-Punkt bestimmen wollen? Das letzte Geschlecht erbt von dem vorhergehenden, und wuchert mit dieser Erbschaft, aber ein jedes kommende Geschlecht, so grofs seine Entdekkungen im Reich der Wahrheit, seine Schöpfungen im Gebiete der Natur und der Kunst seyn mögen, wird immer die Urantinomie auftreten sehen, und sie gleich uns wahrnehmen und empfinden.

So stehen wir zwischen zwei Welten, auf die unsere Doppelnatur sich gleichzeitig bezieht; beide können gegründete und immer wiederkehrende Ansprüche auf uns machen. Wir

stehen und bringen unser Leben zu zwischen Satz und Gegensatz, ohne dafs wir vermögend wären, den einen oder den andern zu verwischen, oder sie beide in einen vollkommenen Einklang zu bringen.

Nach allen mifsrathenen und unnützen Versuchen, das Ideal und die Wirklichkeit in diesen vollkommenen Einklang zu bringen, wäre es noch viel gewagter und unnützer, das eine oder das andere zu verkennen, zu verläugnen, zu bekämpfen, um uns wo möglich ihm ganz zu entziehen.

Ein solcher verzweifelter Vorsatz würde nicht allein unnütz sein und zu nichts führen, weil wir die ursprüngliche und wesentliche Natur des Menschen nicht durch einen Act der Willkühr abändern können; auch wenn er gelingen und zur Ausführung kommen könnte, würde er höchst verderblich ausfallen, und statt den Menschen zu veredeln, und ihn seiner Bestimmung näher zu bringen, denselben verstümmeln, indem er das geistige oder thätige Element unseres Daseins vernichten würde.

Man frage sich ernstlich, was wäre das Ideal ohne die Wirklichkeit, oder die Wirklichkeit ohne das Ideal, und es wird sogleich einem jeden Unbefangenen einleuchten, dafs alle Fächer der productiven Thätigkeit, alle Zweige des menschlichen Wissens, alle Verhältnisse der Gesellschaft durch diese Trennung verlieren, und in ein unfruchtbares und zweckloses Treiben, oder in eine flache, stereotypische Mittelmäfsigkeit verfallen würden. Trachtete nicht immer der Mensch, beide Extreme, welche eine solche Trennung nothwendig herbeiführen würde, zu vermitteln und immer näher zu bringen, so würde das Leben ohne Wirksamkeit sein, oder die Wirklichkeit das innere, höhere Princip des Lebens entbehren.

Bestünde ohne alle Berührung mit dem Ideal die Wirklichkeit, so würden die Menschen immer dasselbe auf dieselbe Art thun, und sich in einem engen, einförmigen, stets wiederkehrenden Kreise bewegen; nichts würde besser werden, und eben dadurch würde

schon alles allmählich schlechter ausfallen; nichts würde vervollkommnet, weil der Maafsstab und der Trieb zur Vervollkommnung fehlen würde. Der Gedanke würde nie die That überflügeln, der Begriff sich nie über das Geschehene erheben; die Phantasie, zum Schweigen gebracht, würde erlahmen; das Gemüth, von der Phantasie weder genährt noch bereichert, würde vertrocknen oder versteinern; der ganze Mensch in eine armselige Genügsamkeit, in eine stumpfe Gleichgültigkeit untergehen. Hätte er nicht die Idee der reinen Wahrheit, so würde er nie aus dem Irrthum und der Unwissenheit heraustreten; die Idee des höchsten Guts, so würde er sich mit jeder Schlechtigkeit abfinden; die Idee der ewigen Rechtlichkeit, die Gesetze und die Einrichtung der Gesellschaft, wie er sie vorfindet, mit sich unverändert fortschleppen; die Idee der höchsten Zweckmässigkeit, die Gewerbe, welche die materiellen Bedingungen des Lebens abgeben, in ihrer Kindheit lassen; die Idee des Schönen, so würde er die Kunst nie erfunden haben. Nur

vermöge dieser Ideen, strebt der Mensch immer höher, und nur indem er, mit dem errungenen immer unzufrieden, nach einem gröfseren Besitz strebt, gelingt es ihm, etwas zu erreichen und zu besitzen. Wenn sein Begehren nicht unbeschränkt wäre, so würde er auch nicht einmal die Mittel erschaffen können, welche auch beschränkte Wünsche erfordern; wenn er nicht in jeder Art dem gröfsten Luxus nachjagte, so würde er nicht einmal das Nothdürftige erzielen.

Wollte man hingegen dem Ideale allein fröhnen, es allein gelten lassen, für dasselbe und in demselben leben, es von allem Verkehr mit der Wirklichkeit abschneiden und mit der letzteren brechen, so würden aus diesem extremen Gesichtspunkt, und aus dieser ausschliefslichen Vorliebe, eben so grofse Nachtheile als aus dem entgegengesetzten Entschluſs hervorgehen. Die Wirklichkeit verkennen, herabsezzen; von einer vermeintlichen Höhe auf sie mit einer stolzen Verachtung herunter sehen, wäre ein grobes Versehen gegen die Natur des

Menschen, gegen seine Bestimmung und die Entwickelung seiner thätigen Kräfte. Die Wirklichkeit würde zwar immer ihre Rechte behaupten, und durch die Gewalt immer wiederkehrender Bedürfnisse und die Macht der nicht zu erstickenden sinnlichen Triebe uns immer wieder zu sich herüberziehen und unsern lächerlichen Vorsatz zerstäuben. Eine reine und totale Absonderung von der Wirklichkeit ist also weder möglich noch denkbar; aber auch in dem Grade, wo sie möglich ist, wäre sie, wenn sie statt finden sollte, ein arger Mifsgriff und ein verderblicher Irrthum. Nicht allein würden wir nicht mehr in die reelle Welt eingreifen, um sie zu veredeln und zu verbessern, oder es nur mit schlaffer und ungeschickter Hand thun; nicht allein würden wir den schönen Genufs, der mit dem eigenen Schaffen verbunden ist, entbehren; nicht allein würde die Wirklichkeit durch einen solchen Wahn ihre fortschreitende Bewegung einbüfsen, sondern die Ideale selbst würden allmählich erblassen, verschwinden, in Leerheit ausarten, und

zuletzt in eine unfruchtbare Schwärmerei, in einen phantastischen Dunst sich auflösen. Wenn die Wirklichkeit dem Ideale viel zu verdanken hat, und von ihm einen grofsen Theil ihrer Reize erhält, so erborgt auch das Ideal von der Wirklichkeit allein vollendete Bestimmtheit, individuelle Gestaltung, sinnliche Formen und lebendiges Dasein. Ohne Berührung, ja ohne innige Verbrüderung mit derselben würde am Ende das Ideal zur splitternackten Abstraction werden, und in einen schwankenden Begriff, den wir nicht festhalten könnten, sich unwiderruflich verlieren.

Aus allem diesen erhellt, dafs eine totale Trennung des Idealen und der Wirklichkeit, für Beide, wenn sie denkbar wäre, gleich lähmend und vernichtend ausfallen würde. Beide, in der menschlichen Natur gegründet, sollen nicht allein neben einander bestehen, sondern mit einander sich ausbilden, sich allmählich immer mehr durchdringen und einen innigen, unverbrüchlichen Bund stiften. In ihrem wechselseitigen Einfluls besteht die Vermitte-

lung ihrer wechselseitigen Vortheile und Nachtheile und der entgegengesetzten Charaktere, die sie in ihren Extremen darbieten. Eine vollkommene Durchdringung und Verschmelzung Beider in allen Zweigen des menschlichen Thun und Treibens ist unmöglich, und wird nie statt finden. Die Approximation Beider in einer ununterbrochenen Progression soll das höchste Ziel der Menschheit sein. Trotz dem wird die Wirklichkeit in ihrer spröden Individualität immer etwas darbieten, was dem Ideale widerspricht und dasselbe der Luftigkeit, so wie der ungerechten Anmassung und der unbilligen Forderungen anklagt, so wie das Ideal, nie in den sinnlichen Formen der Wirklichkeit ganz ausgesprochen und ausgeprägt, immer gegen dieselbe auftreten wird. Die Erkohrnen, die sich zu der Höhe der reinen Ideale emporgeschwungen haben, werden mit der Wirklichkeit in keinem Moment des Daseins vollkommen zufrieden sein. Aber diese Unzufriedenheit, in gehörigen Schranken gehalten, ist weder ein Unglück noch eine Schande für

die Menschheit. Diese Unzufriedenheit nimmt einen göttlichen Charakter an, weil sie die Würde des Menschen, seine himmlische Bestimmung, seinen göttlichen Ursprung verräth und verkündet. Ein jeder Mensch, wenn er zu einer gewissen Höhe der Bildung gekommen ist, soll seiner Doppelnatur getreu, beide Welten abwechselnd bewohnen. Wir sind gemacht, um in der Wirklichkeit zu athmen, zu handeln, zu schaffen, den Ideen gemäfs, die uns immer vorleuchten sollen; aber wir können und müssen aus dieser irdischen Atmosphäre treten, um in höheren Regionen auf dem sonnigen Gipfel der Ideen eine reinere Luft einzusaugen, das Gemüth aufzufrischen, die Phantasie zu beflügeln, und uns in der Wirklichkeit mit verdoppelter Kraft den ewigen Urbildern nachzubilden.

Diese Betrachtungen gab mir wie von selbst die heutige Feier ein; das Bild des verklärten Genius von Preufsen schwebte mir bei dieser Arbeit vor, und wenn diese verehrte Versammlung mich mit einiger Nachsicht angehört hat, so war

ich es gewifs dieser grofsen Erinnerung schuldig. Er selbst, der Gefeierte, und sein ganzes Schaffen, geben ein erhabenes Beispiel der heilsamen Wechselwirkung, welche das Ideal und die Wirklichkeit auf einander ausüben. Er selbst war ein Ideal dieses schönen Bundes. So wie in seiner Person Geist und Form sich harmonisch gestalteten, so wie in ihm das Ebenmafs der Züge, die Klarheit und das Feuer des Auges den unsichtbaren hohen Gast verkündeten, so auch drückte er sein Gepräge dem lebendigen Organismus des Staats auf, und gofs in dessen Adern die belebenden ewigen Ideen, die ihn selbst beseelten. Ein Künstler-König, wie es keinen vor ihm gab, versinnlichte er diese Ideen, die er von Jugend auf in seinem Busen trug, in alle seine Schöpfungen, so wie in alle seine Thaten. Während sechs und vierzig Jahren, arbeitete er unabläfsig, mit unversiegbarer Kraft, und mit einer beharrlichen, wahren, künstlerischen Liebe an seinem grofsen Werke; was vielleicht noch bewunderungswürdiger ist, weil es seltner, wufste

er das Ideal, welches seine Intelligenz ihm vorhielt, und welches sein Gemüth erfüllte, dem sich ihm darbietenden unvollkommenen Stoff, der etwas spröden Materie, welche die Umstände ihm zuführten, die Werkzeuge, welche seiner Meisterhand zu Gebothe standen, anzupassen. Auf diese Art, wenn er auch nicht das Höchste erreichte, begründete er das Hohe. Der Zeit nicht vorgreifend, nicht von ihr fordernd, was sie damals noch nicht zu leisten vermochte, rechnete er mit Sicherheit auf die kommenden Geschlechter seines erlauchten Hauses und seines Volks, um das Begonnene zu vollenden. Seine hochherzigen Enkel, so wie sein Volk, haben sich der grofsen Erbschaft würdig gezeigt, indem sie seinen Ideen gemäfs und in seinem Geiste handelten, kämpften, siegten für Unabhängigkeit und Ehre, und auf dem nicht allein behaupteten, sondern vergröfserten heiligen Boden des Vaterlands reiche Ernten aller Art haben aufgehen lassen. Die leitenden Ideen Friedrichs haben sich seit ihm verklärt; die Wirklichkeit, besser vorbereitet, hat sie wil-

liger und leichter empfangen und wiedergegeben. Allein Er hat den fruchtbaren Keim in die Nation niedergesenkt; von Ihm kommt das Lebens-Princip welches noch immer die Organe des Staats belebend durchströmt. Wenn heute alle Zweige der materiellen und geistigen Cultur bei uns mit gleicher Sorgfalt gepflegt werden, wenn die Entwickelung der National-Intelligenz als der Stützpunkt des grofsen Hebels der Macht, des Reichthums, der Sicherheit und der Freiheit, vom Thron bis zur Hütte angesehen und betrachtet wird, wenn eine progressive Bewegung aller Kräfte, langsam, ruhig, aber ununterbrochen und zweckmäfsig, wie der ewige Gang der Natur, unser glückliches Vaterland in den Augen von ganz Europa verrherrlicht, so müssen wir Ehre geben dem Ehre gebührt, und die Segnungen der Gegenwart müssen uns nicht verhindern, die Wohlthaten der Vergangenheit dankend anzuerkennen.

YC 13

M305368

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY